

det — ob man es gestattet oder nicht — mit einer Rasierklinge blitzschnell die Marken aus den Paketen und Briefumschlägen; einen Teil behält er für sich, die doppelten gibt er den Garden, die ihm dafür erlauben, bei der Kantine zu helfen, wofür er von der Verwalterin etwas Zucker, Gebäck und Obst erhält. Ich nehme ihn mir vor, erkläre ihm, daß die Garden meine Freunde im Arrestloch verprügeln; er schwört mir Besserung, um am nächsten Tag wieder mit den Marken zu handeln.

„Du wirst ihm das nie abgewöhnen!“ meint Ernst.

Ich bin bockig und erkläre: „Irgendwie steckt in Jules doch ein guter Kern unter all dem Mist.“

„Na, dann find' einmal den Kern! Glückwunsch!“ erwidert Ernst.

Vielelleicht seh' ich wirklich zuviel in Jules hinein? Vielleicht ist das alles Unsinn? Meine Kameraden sagen, ich hätte an Jules „einen Narren gefressen.“ Ich habe ihm ein Schreibheft gekauft. Da hinein klebt er jetzt alle „guten Marken“ — für den Sohn. Der Sohn Philipp steht irgendwo in Afrika bei der französischen Legion. Einmal, im Winter, bekommt er einen Brief seines Philipp aus Tunis, einen Brief mit einer bunten, wirklich pomposen Embleme des Regiments, „vor der Abreise“, wie Philipp schreibt. Er habe jetzt Reiten gelernt und gehe mit dem Pferd aufs Schiff. Jules stellt an mich nicht mit Unrecht zweierlei Fragen. Erstens: weshalb geht man mit dem Pferd aufs Schiff, wo doch in Afrika selbst so viel Platz zum Reiten ist? Und zweitens: was hat der

Junge mit dem Reiten zu tun, wo er nie ein Pferd angefaßt hat? „Sag mir's, Doktorle: wird das Pferd den Philipp hinauflassen?“

Ich mache den Spaß: „Es wird ihn sogar hinunterschmeißen, wenn er nicht gut sitzt.“

„Was kann man gegen das Hinunterschmeißen machen?“

„Man muß dem Pferd gut zureden und ihm oft Zucker geben.“

„Zuckerstücke?“

„Zuckerstücke!“

Eines Tages bemerke ich, wie Jules seine doppelten Marken gegen Zuckerstücke eintauscht. Auch unsere eigenen Zuckerstücke verschwinden rapide. Jules hat ein ganzes Paket mit Zuckerstückchen gepackt, um es dem Sohn — das heißt „dem Pferd“ — zu senden, um das Pferd zu besänftigen. Denn es gibt, wie er einmal behauptet, nur dreierlei, das er in der Welt richtig liebt: den Sohn Philipp, sein Töchterchen Maria und sein Doktorle.

„Und deine Frau?“

„Zu der war ich stets anständig und hab' sie wie meine Frau behandelt.“ \*

Uns gegenüber, in der unteren Etage, wohnt der Schuster Hyan. Er hat sich sein Werkzeug aus Paris kommen lassen; er bekommt die Erlaubnis zu schustern. Selbstverständlich muß er für die Wachtmannschaft umsonst arbeiten und sogar noch das Leder liefern: selbstverständlich hält er sich dafür

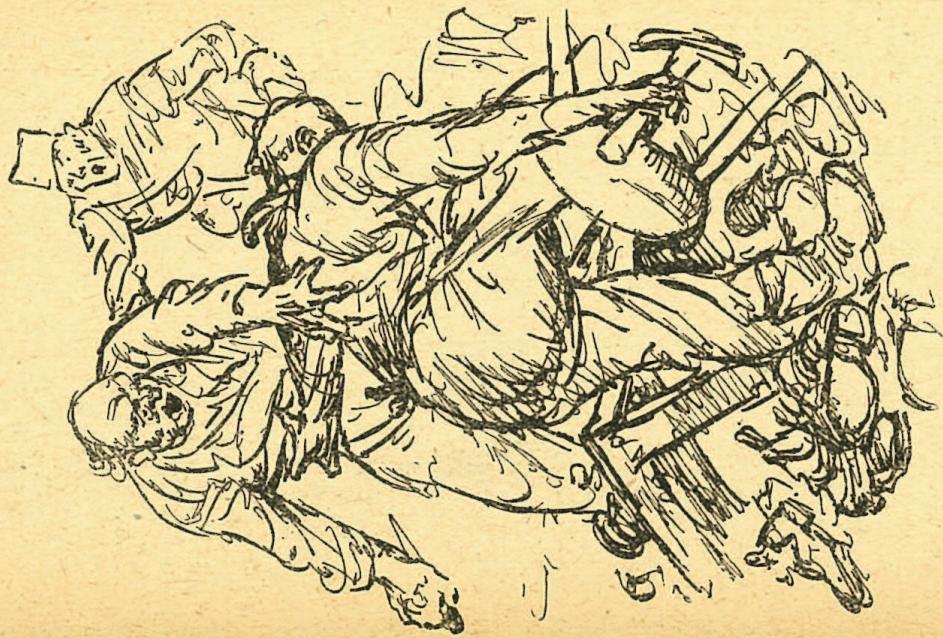
an uns schadlos. Er ist für uns ein fremdes Element; aber er ist der einzige, der Schustergerät, Nägel und Leder besitzt. Er nimmt für das Besohlen meiner Stiefel dreißig Francs; das ist unerhört. Einem andern Kameraden, der den Preis nicht zahlen kann, hält er die Stiefel einfach zurück. Es kommt zum Krach. Hyan wird nach Strich und Faden versohlt. Unser Sergeant mischt sich ein. Hyan, in einem Wasserfall von Rechtfertigungen, erklärt, Jules habe gesagt, der Preis sei nicht zu hoch, er solle ruhig den Preis von mir nehmen. Jemand neben mir stößt einen Schrei aus, einen tierischen Schrei, dann springt etwas mit einem Satz wie ein Panther in die Tiefe, es zerrt Hyan zu Boden, ein mitgerissenes Schustermesser blitzt in Jules' Hand — ich schreie: „Jules, hierher!“ Er hört nicht. Der Sergeant knallt ihm eine Ohrfeige. Er wirft sich auf den Sergeanten. Die Kameraden umklammern ihn von allen Seiten. Jules tobt.

„Laßt mich, ihr feigen Schweine, ihr Zuhälter, ich spucke auf euch!“ Ich packe ihn an seinem rötlichen Haaarschopf, zerre ihn zu mir hinauf. Die Kameraden verhandeln mit dem Sergeanten, der auch kein Interesse daran hat, daß seine Baracke „auffällt“.

Hyan bittet, in eine andere Baracke verlegt zu werden; er fürchtet „das Tier“.

Das Tier ist Jules. Er spricht tagelang kein Wort. Dann fragt er mich: „Glaubst du dem Schwein, daß ich gesagt habe, er solle dich betrügen?“

„Unsinn, Jules! Ich hab' das nicht einen Moment geglaubt.“



"Und die Sergeanten sind nicht besser; du mußt nachdenken, Doktorle!"

\*

Er beginnt, die Sergeanten zu hassen.

Im Frühjahr, da wir im Regen und Schneegestöber die Straße zu unserem eigenen Friedhof bauen müssen, da noch immer kein Ofen in der Baracke ist und wir Tag und Nacht nicht aus den nassen Kleidern kommen, da beginnt Jules' Husten aufs neue. Ich habe ihm gezeigt, wie man im Knie — vornübergebeugt — besser aushusten kann. Er kniet fast die ganze Nacht. Sowie er aber merkt, daß ich wache, hält er den Husten an. Einmal höre ich ihn im Halbschlaf zu sich selbst sprechen „Still, Jules, knien, Jules! Nicht husten, Jules!“

An einem Aprilmorgen kommt Ernst von dem Aufendienst und sagt: „Heut' hättest du Jules sehen müssen! Ich glaube, sogar die Sergeanten hatten Dampf vor ihm. Er braucht wegen seiner Lunge doch nur leichte Arbeit zu machen; aber sie wollten ihn hochnehmen und ließen ihn schwere Steine schleppen. Plötzlich wirft er vor dem Sergeantchef den Stein hin: er sei nur zu leichtem Dienst geschrieben! Es gäbe noch schwere Arbeit, wenn er die wünsche? höhnt der Sergeantchef.

Er arbeite überhaupt nicht mehr, keine Sekunde, keine Kartoffel schäle er mehr, und wenn sie ihn erschießen! Er sei krank, er wolle wissen, weshalb man ihn hierher geschleppt habe? Bloß weil er in einer Lederarbeitergewerkschaft war und weil er für die Spanienhilfe gezahlt habe, deshalb hätten sie

Ihn nachts wie einen Mörder verhaftet, während sein Sohn Philipp unter den französischen Fahnen in Tunis stehe und sein Töchterchen Maria und seine Frau Französinnen seien! Das sei eine Schande für Frankreich und für die Garde mobile, die hier mit ihren Bambusstöcken und Revolvern wie die Raubtierbändiger aufräten . . . aber jetzt sei es genug!“ Die Gärten schleppen ihn auf der Stelle weg. Mindestens zwei bis drei Wochen „Cachot“ — nehmen wir an.“

Schon am Mittag erscheint er wieder. Er hat rote Flecken auf den Backen und Fieber. Er renommiert nicht wie sonst, er spricht kein Wort. Am Abend nimmt er seine geliebten Briefmarken und beginnt, die Doppelten zu zerreißen. Ich frage ihn, ob er verrückt sei? Er erwidert: „Laß mich, Doktorle, Jules weiß, was er tut.“

Er sammelt jetzt nur noch für seinen Sohn Philipp. Oft steigt sein Fieber schon früh bis 39 Grad. Aber er will nicht zu den Hospitalärzten, deren Arznei man teuer bezahlen muß. Er meint: „Hör du nochmal nach meiner Lunge, Doktorle!“ — Ja, da ist eine Kaverne links oben, es keucht und bläst und faucht wie in einer Lokomotive, ich bestelle ihm wieder Arznei aus Toulouse, und er ist glücklich. Von einem alten Polen lasse ich mir gläserne Schröffköpfe geben, die man erhitzt und auf den Rücken preßt.

„Du wirst mich gewiß gesund machen, Doktorle!“ sagt er voller Zuversicht. Doch einmal nachts, da

er wieder ununterbrochen hustet und ich mich zu ihm wende, meint er leise: „Doktorle?“

„Was ist?“

„Glaubst du, daß ich meine Maria, mein Töchterle, werde wiedersiehen?“

„Frag nicht so blödes Zeug, Jules! Natürlich wirst du sie wiedersehen; ich werde dich richtig gesund machen, dann werden wir bei dir daheim sitzen und so lange Kuchen essen und Pinard trinken, bis wir alle umfallen.“

„Na, wenn du's sagst, Doktorle.“

Oft liegt er an meinem Platz an dem kleinen Lichtloch und schnitzt aus einem Abfallknochen der Küche Ringe, Broschen und Spangen für sein Töchterchen. Ständig trägt er ein kleines Photo bei sich, er betrachtet es und zeigt es mir: „Was für ein Kind! Ein wunderfeines Kind!“

Ende April ruft er mich erregt beiseite. Seit langem hat er wieder einen Brief seiner Frau erhalten. Darin liegt ein neues Bild von Maria. Sie ist nun schon ein großes, wirklich hübsches Mädel, aufgenommen im Kostüm einer Eisässerin, mit langen Zöpfen und breiten, schwarzen Haarschleifen. „Was für ein Kind, was für ein furchtbar begabtes Kind! Sie hat auf einem Fest vor Daladier und der Regierung getanzt! Lies selbst!“ befiehlt er mir voller Stolz. Ich lese den Bericht seiner Frau, das Kind habe bei einer großen patriotischen Veranstaltung vor dem Ministerpräsidenten Daladier getanzt. „Ein furchtbar begabtes Kind!“ wiederholt Jules nochmals, um mich zu einer Beifallsäußerung

zu animieren. Ich bringe beim besten Willen kein Wort heraus, sondern gebe ihm das Bild zurück. Er nimmt es und sagt traurig: „Du bist ein Politiker, Doktorle, ich weiß. Aber die Politik bringt dich noch um.“

Ernst hockt in der Nähe. Er läßt sich das Photo von Maria zeigen.

Am Abend meint er zu mir: „Gib's auf mit deinem Jules!“

\*

Jules ist jetzt vom Dienst befreit. Er hat dauernd Fieber. Es ist schwer, für ihn Arznei zu beschaffen. Man läßt keinen mehr nach Toulouse. Der Chefarzt unseres Hospitals aber ist dauernd betrunken, er hat nur zwei Diagnosen — „motivé“ und „pas motivé“. „Motivé“ wird drei bis sechs Tage vom Dienst befreit; „pas motivé“ fliegt ins Cachot und wird von den Garden dort verprügelt. Ein so ärmlicher und zahlungsunfähiger Gefangener wie Jules zieht meist die Cachot-Diagnose.

Die Militärärzte des Lagers sind ... Militärärzte. Jules hat zu ihnen kein Vertrauen. Alle sechs Tage geht er zur Fieberkontrolle und wird erneut arbeitsunfähig geschrieben. Er liegt auf seinem Strohsack, schnitzt Ringe für sein Töchterchen und klebt die Freimarken immer wieder für seinen Sohn Philipp. Ofters diktiert er mir Briefe an Philipp, in denen er ihm Ratschläge erteilt, wie er sich gegenüber dem Pferd zu verhalten habe, in denen er ihn bittet, ihm und der Mutter doch noch einmal zu schreiben. Aber Philipp schreibt nicht mehr. Ende April kommt eine

ministerielle Verfügung, daß die Internierten, die einen Sohn in der französischen Armee haben, ein Gesuch auf Haftentlassung einreichen können. Das Gesuch muß vom Sohn gegengezeichnet und dessen Unterschrift von seinem Kommandeur beglaubigt sein. Ich teile Jules diese Verfügung mit, jetzt könne er befreit werden!

Er springt hoch vor Freude: „Doktorle, ich renne in Paris für dich herum, daß auch du freikommst!“ Plötzlich meint er: „Nein, es geht nicht. Es schadet dem Sohn. Sie brauchen nicht zu wissen, daß sein Vater im Konzentrationslager sitzt!“

Da reißt mir die Geduld. „Jules, bist du völlig wahnsinnig! Wer muß sich da schämen? Du, der einen Sohn unter den Fahnen hat — oder diese Schweine, die dich kranken Mann ohne Verhör, ohne Urteilsspruch monatelang in diesen Dreckstall einsperren, während du dein Kind kaputtshießen läßt?“

Er hat mich noch nie so wütend gesehen. „Ich werd' mir's überlegen, Doktorle“, beruhigt er mich. Aber am Abend erklärt er mir: „Sei nicht bös, Doktorle; ich weiß Bescheid, es schadet dem Sohn in seiner Karriere. Ich bin ein alter Mensch, er ist ein junger Mensch . . . laß mich, Doktorle, es schadet dem Sohn! Du bist ein Politiker, ich weiß. Ich bin ein einfacher Lederarbeiter, ein armer polnischer Jud. Soll mein Sohn es besser haben als ich!“

Alles umsonst.

Es ist wirklich nichts — gar nichts — mit Jules zu machen! Auch ich gebe ihn langsam auf. Ernst

hat recht: „Such du den guten Kern in dem Haufen Mist! Glückwunsch!“ Ja, aus einem alten Hut kann man einen neuen Hut machen; aber kannst du aus einem alten Menschen einen neuen Menschen machen? Ich habe eine Wut auf mich selbst. Ich habe eine Wut auf Jules. Ich spreche kaum mehr mit ihm. Er liegt auf seinem Strohsack und bastelt herum. Die abgezirkelten Röschen auf seinen Backen werden immer röter. An sein ununterbrochenes Husten und Spucken haben wir uns gewöhnt. Gewöhnt haben wir uns ja auch an die Gefangenschaft, an den Stacheldraht, an die Pfiffe der Garden; gewöhnt haben wir uns ja auch an die Kolbenbiebe und Faustschläge und Tritte des betrunkenen Sergeanten am Samstag und Sonntag; gewöhnt an die Dysenterieanfälle mit den endlosen Blutverlusten und den Koliken, gegen die man uns keine Arznei gibt. Alles das wurde uns zur Gewohnheit. Zum Glück auch unsere Sprachkurse, unsere technischen und anderen Kurse, die wir unter schwierigen Bedingungen durchführen; die Abwehr der Spitzel und Provokateure, die Verbindung mit unseren Gefangenen im Arrest — alles das wurde uns zur Gewohnheit.

Wir reagieren auf jeden Angriff, auf jede Gefahr, auf jedes Solidaritätszeichen, auf jede Situation mit der Geschwindigkeit eines Muskelreflexes.

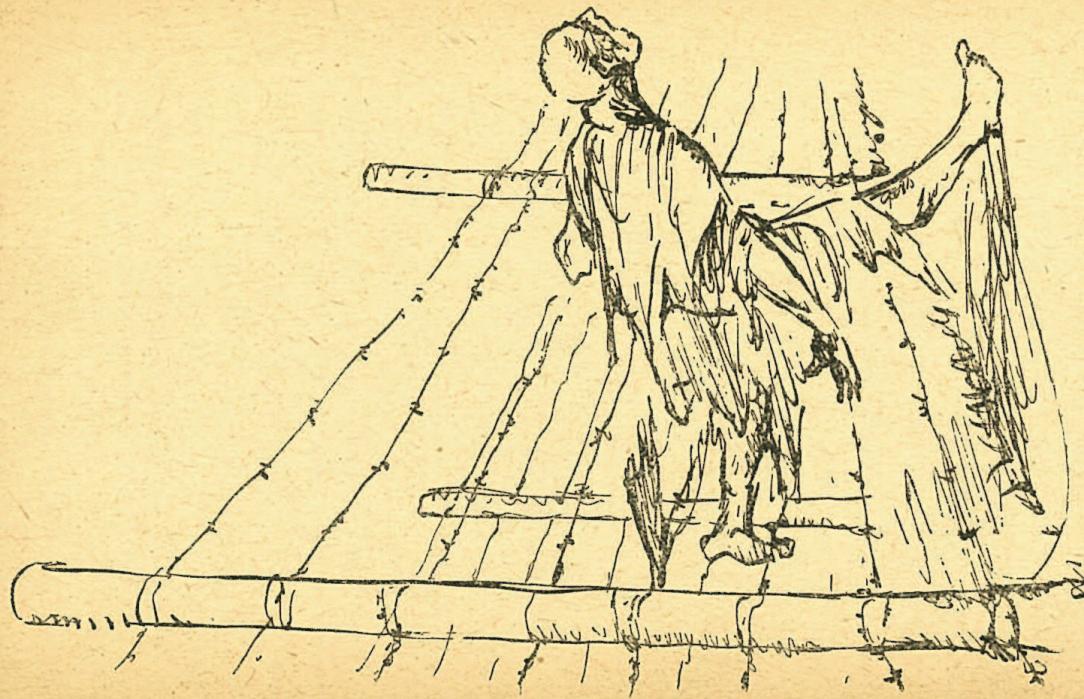
\*

Dennoch, auf eine Situation waren wir nicht vorbereitet. Bisher sahen wir in der Morgen- und Abenddämmerung bei unserem Appell als einzige

Vögel die Krähen in wohlgeordneten Schwärmen oder „Kompanien“ aus ihrem Wälzchen auf die Felder fliegen und heimkehren. Auch sie haben ihren Corvée, ihren Arbeitsdienst, sagen wir.

Eines Mittags, am helllichten Tage, schreit einer in die Baracke: „Es ziehen Vögel über das Lager!“ Alles rennt hinaus. Und wirklich streicht ein langer Zug zwitschernder schwarzer Vögel von Süden nach Norden. Es sind Stare, die von Afrika übers Mittelmeer kommen. Ein paar Tage später folgen ganze Schwalbenschwärme. Oft sitzen sie in langen Ketten auf unserem Stacheldraht. Ihnen folgen die warmen Tage, die Südwinde an Stelle des eisigen Pyrenäenwindes und des nördlichen Bize- und Biskayasturms. Abends stehen die noch schneedeckten, bis dreitausend Meter hohen violetten Gipfel der Pyrenäen gegen den goldenen Westhimmel. Tiefer liegt die schwarzblaue Zone der Nadelwälder, noch tiefer die zartgrüne des jungen Laubwaldes und — schon vom Lager aus sichtbar — beginnen in allen Farben die Wiesenhänge zu blühen. Ganz deutlich können wir durch den Stacheldraht hindurch die blühenden, hellgelben Ginsterbüschle unterscheiden; das sieht fast aus, als stünden draußen Frauen mit hellblonden Haaren auf den Wiesen und warteten auf uns.

Auf diesen plötzlichen, wunderbaren, verfluchten Frühling sind wir nicht gerüstet. Alte Männer beginnen sich wegen eines Nichts mit Holzschemeln zu schlagen, bis das Blut fließt. Ein junger Jugoslawe, der wortlos umherging, rennt mit einem



Messer auf einen Kameraden los; man kann ihn kaum bändigen, er entwindet sich unseren Händen, springt in großen Sätzen durchs Lager, durch acht Reihen Stacheldraht, seine Hose hängt in Fetzen, die Posten schießen, er kommt durch, stürzt über die Chaussee, durch das Gebüsch der Talsenke, den hochgelegenen Bahndamm hinauf. Dort legt er sich ins Gras, in die Blumen und schaut ruhig zum Himmel empor. Die Posten eilen mit vorgehaltenen Karabinern schnaufend hinzu, fesseln ihn zweimal an Armen und Händen und bringen ihn so ins Lager. Er lächelt, ist völlig ruhig und sagt zu uns: „Schön war's ... da draußen.“

Dieser wunderbare, schreckliche Frühling! Wenn abends einige Gruppen in ihrer Heimatsprache auf Spanisch, Russisch, Italienisch, Deutsch ihre Lieder singen, dann rennen andere ans äußerste Ende des Lagers und halten sich die Ohren zu. Und immer wieder suchen einzelne Gefangene oder ganze Gruppen nachts durch den Stacheldraht zu kriechen. Und immer wieder tönen nachts Schüsse und Schreie und zerrt die Wache einen röchelnden, halb verbluteten, schon bewußtlosen Kameraden aus dem Drahtverhau.

Ich kann mich nicht mehr um Jules kümmern. Wir haben alle Hände voll zu tun, unter uns selbst die Disziplin aufrechtzuerhalten, sie zu verstärken im Kampf gegen den Frühling. Wir führen eisern unsere Kurse durch, wir organisieren abendliche Sportspiele und Chöre. Wir kämpfen gegen den

Frühling, gegen die Sehnsucht, gegen das Leben ohne Frauen einen harten und erbitterten Kampf. Aber es gibt auch Gelegenheit, unsere Kraft, unsere Lebensfreude und Entschlossenheit zu zeigen.

\*

Es naht der 1. Mai.

Wir beschließen, ihn zu feiern.

Unser Außendienst bekommt den Auftrag, beim Straßenbau und Abortkübeltragen soviel Blumen wie möglich in die Taschen zu stecken. Am Nachmittag bringt Manuel, der junge Madrider, bringen Ernst, Alek und Ottar ganze Bündel weißer Margueriten mit.

„Hast du Geburtstag?“ fragt mich Jules.

„Nein, das ist bloß wegen des Frühlings.“

„Beschwindle nicht deinen Jules, Doktorle! Was hast du?“

Ich antworte nicht.

Abends holen wir unsere Kartons und Köfferchen vom Gebälk herunter und packen unsere guten Anzüge aus, Bürsten sie und „bügeln“ sie, indem wir sie zwischen zwei Bretter legen und uns zu mehreren Mann daraufsetzen.

„Ahal!“ sagt Jules und zieht wie die Pariser mit dem Zeigefinger sein rechtes Augenlid hinunter. „Aha, ich verstehe, morgen ist ja...“

„Halt's Maul, Jules!“ fahre ich ihn an.

„Aber wenn ich doch weiß...“

„Wenn du ein Wort sagst, Jules, so ist's aus mit unserer Freundschaft! Verstehst du mich!?“ Jules schweigt.

Am nächsten Morgen erheben wir uns nicht erst wie üblich auf das Clairosignal um 6 Uhr. Am nächsten Morgen — es ist der strahlend-schöne Morgen des 1. Mai 1940 — stehen bereits um 5 Uhr über tausend Kameraden unseres Quartiers B am Drahtverhau, streng ausgerichtet, gegenüber dem Quartier C, alle in hochgekrempelten kurzen Arbeitsnosen, mit nacktem Oberkörper; sie beginnen auf ein zackiges Kommando gymnastische Übungen. Das Kommando gilt auch für die fünfzehnhundert Kameraden des Nachbarquartiers C, die uns gegenüber angetreten sind.

Die Wachen eilen vorbei: „Auseinandergehen!“  
„Wir machen nur unsere Morgengymnastik.“  
„Weg vom Stacheldraht!“

Unser Chef für Leibesübungen kommandiert: „Das Ganze — Laufschritt — marsch, marsch!“ 2500 Mann, 5000 Füße beginnen einen gleichmäßigen Laufschritt. Der Boden zittert. Bei der Hauptwache bläst der Hornist. Die Alarmkompanie der Mobilgarde stürzt herbei.

Der Lieutenant, den Revolver in der Faust, schreit:  
„Was macht ihr da?“

„Unsere Morgengymnastik, Herr Leutnant.“

„Schluß mit dem Laufen! Laufen im Lager ist verboten!“

„Jawohl, Herr Leutnant!“ antwortet unser Chef und kommandiert: „Das Ganze — im Schritt — Abteilung marsch!“

Wir sind fast alle alte Soldaten. Wir marschieren. Und wie marschieren wir! Keine Truppe der Welt

hat einen besseren Parademarsch gemacht. Der Boden dröhnt. Der schwarze Schlackenstaub, der die Grundlage unseres Lagers bildet, wirbelt in dicken Säulen hoch. Im Nu ist alles in eine dunkle, undurchsichtige Staubwolke gehüllt, als läge ein schweres Granatfeuer auf dem Lager. Von allen Seiten rennen die Trupps der Wachtmannschaften hinzu, das ganze Camp ist von Posten mit aufgepflanztem Bajonett umstellt. Aber unser Gymnastikleiter erklärt die Übung bereits für beendet.  
„Das Ganze — halt! Wegtreten!“

\*

Oben in unserer Box feiern wir mit einem Milchkaffee diese geglückte Ouvertüre zum 1. Mai. „Wo ist Jules?“ fragt Ernst und schaut auf den leeren Strohsack. „Ich glaube, er ist mitgelaufen!“ meint Alek. In diesem Augenblick kommt Jules die Affenleiter heraufgekrabbelt; er keucht nicht schlecht, er trägt kurze Unterhöschen und mein altes Turnertrikot; er ist völlig außer Atem, in Schweiß gebadet, er wirft sich auf den Strohsack.

Ich fahre ihn an: „Bist du wahnsinnig, Jules?“ Er winkt mit der Hand ab. Wir geben ihm heißen Milchkaffee. Ich frottiere ihn mit dem Handtuch, decke ihn mit zwei Decken zu: „Du holst dir noch den Tod, Jules, mit deiner Unvernunft!“

Er lacht: „Was ihr könnt, kann Jules auch!“ „Quatsch!“

„Bin ich vielleicht kein Arbeiter, Doktorle?“ „Du bist einfach krank und basta!“

„Immerhin . . .“, meint Ernst. Und darin liegt eine Anerkennung des zweiten Schrittes nach vom, den Jules heute tat nach seiner Waschpremiere im November.

Um 7 Uhr stehen wir wie jeden Morgen in Sektionen angetreten zum Tagesdienst. Der Oberst und alle Offiziere warten draußen bei der Hauptwache. Sie rechnen mit Arbeitsverweigerung, mit einer Revolte. Aber wir tun ihnen den Gefallen nicht. Wir wollen eine Methode der Maifeier anwenden, an der möglichst alle Lagerinsassen — auch das Gros der Parteilosen — teilnehmen können.

Um 11 Uhr, nach Beendigung unsers Arbeitsdienstes, waschen wir uns und kleiden uns schnell um. Jetzt promenieren schon dreitausend bis viertausend Gefangene Arm in Arm in Viererreihen, eine weiße Marguerite im Knopfloch, wie Gentlemen durch das Lager.

Unser Sergeant spritzt heran: „Ah, ihr roten Schweine . . . heute ist der 1. Mai! Haltet ihr mich für einen Idioten?“

„Aber Chef, wie werden wir's wagen, Sie für einen Idioten zu halten!“ erwidern wir höflich. Auch nach dem Essen, am Nachmittag, rücken wir wie stets zu unserem Arbeitsdienst aus. Um 5 Uhr abends kleiden wir uns wieder eiligest um.

Es herrscht eine großartige Stimmung. Aber inzwischen hat der Lagerkommandant die Wachmannschaften mit Wein angefüllt. Sie sind total betrunken, als sie sofort nach 5 Uhr zu unseren

Baracken stürzen und brüllen: „Alles draußen in Sektionen antreten!“

Wir stehen in unseren guten Anzügen vor den Baracken. Der Sergeantchef schreit: „Die Jacken aus! Die Blumen herunter!“ Wir stehen allein in unserem Quartier über fünfzehnhundert Mann, ausgerichtet, in Reih und Glied.

Niemand rührt sich.

„Die Blumen herunter!“ tobts der Sergeantchef, „oder alle fliegen ins Cachot!“

Keine Hand röhrt sich bei uns. Seitlich von mir steht Jules. Auch er steht regungslos.

Der Sergeantchef springt mit den Wachtleuten auf uns los; sie suchen unsere Jacken herunterzuzerren, sie reißen die weißen Margueritenblüten ab. Manuel, der junge, blasses, tuberkulöse Spanier, rafft seine Blume wieder auf. Der Sergeant reißt sie erneut ab, Manuel bückt sich wieder nach ihr; der Sergeant haut ihm mit der Faust ins Gesicht, er tritt mit den nagelbeschlagenen Stiefeln auf die Blume. Manuel läßt nicht nach. Seine Hand, die Blume unter dem Stiefel hervorzieht, blutet; aber sie hat die Blume und hält sie hoch. „Ins Cachot mit dir, du rotes Schwein!“ brüllt der Sergeantchef und packt Manuel am Kragen. Da tritt Juan, ein kräftiger Fischer aus Valencia, vor die Reihe; er reißt die Blume aus Manuels Hand und sagt: „Chef, der Junge ist krank! Ubrigens ist das meine Blume!“ Der Sergeantchef greift jetzt Juan. Der gönnt den Gardisten, die ihn mit Kolbenstößen zum Tor befördern, diesen billigen Ruhm.

Am Abend bringen wir alle die Blumen, die wir gerettet haben, dem jungen Manuel. Aber auch die Nachbarbaracken, alle Baracken übergeben Manuel ihre meist zerzausten weißen Margueriten. Wie ein Flugfeuer ist es auch im Quartier C herum, wie der kranke Manuel seine Blume gegen den Sergeantchef verteidigt hatte. Sie werfen uns von dort ganze Sträuße von Margueriten über das Drahtverhau. Der ganze Strohsack von Manuel ist mit Blumen bedeckt. Er nimmt eine große Konservbüchse und stellt die Blumen hinein, einen dicken, weißen Busch.

Er leuchtet wie eine helle Flamme im Halbdunkel der Baracke.

\*

Einer nur hat seine Margueritenblume behalten: Jules. Ich frage ihn: „Weshalb hast du die Blume nicht Manuel gebracht?“

„Ich werd' sie meiner Maria, dem Töchterchen, schicken, zum Andenken.“

„Zum Andenken?“

Er zögert einen Augenblick; dann sagt er, indem er durch die schmale Bretterluke auf den Abendhimmel und die Pyrenäen blickt: „Ist doch klar, zum Andenken an ihren Papa.“

In der Nacht, als ich wieder von seinem Bellhusten aufwache, meint er: „Doktorle, wirst du einmal über den Tag heute schreiben?“

„Wenn wir lebend herauskommen, vielleicht.“

„Du mußt darüber schreiben! Soll ich dir was sagen, Doktorle?“

„Na, was?“

„Das heut war etwas Wunderschönes, Doktorle, das Schönste, was mir je passiert ist ...“

Wieder liegen wir stumm. Die Baracke mit ihren zweihundert Mann, von denen ein jeder sein Schicksal und seine Geschichte hat, diese Baracke ist nachts wie ein einziges riesiges Wesen, es atmet seinen einheitlichen Atemzug, es stöhnt, es seufzt, es träumt seine Träume. Und jetzt wieder die leise Stimme neben mir: „Doktorle?“

„Was hast du nur?“

„Wirst du auch über Jules schreiben, wenn du draußen bist?“

„Was ist da viel über dich zu schreiben, Jules? Da ist nichts, was die Menschen interessiert, nichts, woraus sie etwas für sich lernen können, was sie aufmuntern kann.“

„Ja, ich weiß, du bist ein Politiker, und ich bin bloß ein Mensch, mit dem sie Fußball gespielt haben“, philosophiert er in seiner alten Art. „Aber, Doktorle, hör' auf deinen Jules: laß die Hände von der Politik!“

„Na, Jules, dann wird man noch lange mit dir und mir und den andern hier Fußball spielen.“

„Und wann nicht?“

„Wenn wir so zusammenhalten wie heute!“

„Aber den Juan haben sie trotzdem ins Cachot geführt.“

„Und dem Manuel haben alle ihre Blumen gebracht und ihre Freundschaft ausgedrückt, sogar die vom Quartier C, weil er nicht Fußball mit sich